

## Der falsche Herr Erzbischof

Es war wenige Jahre nach dem ersten Weltkrieg. In einem behäbigen dächerbraunen Frankenstädtchen lebten damals ein paar lustige junge Burschen, die durch den Krieg ziemlich keck geworden waren und allerhand Streiche ausführten. Zwei von ihnen gingen auf Freiersfüßen und der eine wollte eine Wirtstochter in Weismain besichtigen, die ihm als passend ver-raten worden war. Es sollte also eine Art Brautwerbungsreise stattfinden. Um dieselbe recht galant und festlich zu gestalten, bestellten er und sein Freund sich eine hochherrschaftliche Kutsche. Der Besitzer war früher einmal bei einem Baron im Dienst gewesen; er pflegte bei besonderen Ge-legenheiten seine alte Uniform anzulegen: schwarze Hose, blauen Rock mit silbernen Knöpfen und einen haarglatten Zylinder. So saß er, lässig die Peitsche führend, auf dem Bock und zeigte eine undurchdringliche Miene. Es war zu erwarten, daß das Auftauchen dieses vornehmen Gefährts viel Eindruck machte.

An einem schönen blauen Junitag zogen also zwei Rappen die Kutsche aus dem Ellertal die Jurastraße hinauf. Der Fahrer schnalzte mit der Peit-sche, die Rösser schnoben und ließen in Pausen einen rauchenden Apfel fallen. Im Wageninnern war es dämmrig und lauschig; es roch nach Leder, Lack und muffigem Plüsch.

Die beiden jungen Männer, die sich in den Polstern räkelten, hatten sich in dunkle Anzüge geworfen; sie trugen steife Krägen, Hemdbrüste, Man-schetten und eine weiße Schleife.

Als das Fahrzeug die Jurahöhe gewonnen hatte und die Pferde ganz ge-mächlich dahintrabten, entdeckten unsere Reisenden an einem Kreuzweg eine Schar Buben, die anscheinend auf etwas lauerten und beim Nahen der Kutsche unter großem Geschrei ins Dorf rannten. Was mochte das wohl bedeuten? Der Fahrer zuckte die Achseln, aber plötzlich fiel es ihm ein: „Ja, heut' kommt doch der Herr Erzbischof aus Bamberg zur Firmung nach Schattendorf. Da haben die Leut' sicher ihre Kundschafter ausgeschickt, um die Ankunft Seiner Exzellenz zu melden.“ Und tatsächlich so war es. Die fromme Gemeinde hatte alle Vorbereitungen getroffen, den hohen Gast gebührend zu empfangen. An die Wegbiegung hatten sie die Melder gestellt, die beim Erscheinen der Kutsche Alarm geben sollten.

Und dann klang das Geläut der Kirchenglocken mächtig auf. Der Herr Pfarrer, die Ministranten im gestärkten Röckchen, der Herr Bürgermeister und die Gemeinderäte, der Kriegerverein mit seiner Fahne, sie setzten sich zu einer Empfangsprozession in Bewegung und warteten am Dorfeingang un-ter einer fichtengeschmückten Triumphpforte auf den hochwürdigen Herrn.

Böllerschüsse dröhnten über die Hochfläche, als das Gefährt auftauchte. Langsam nahte sich die Kutsche mit dem Fahrer im Zylinder und den beiden höchsterstaunten und gespannten Insassen. Nun spielte die Blasmusik aus vollen Backen einen ländlichen Marsch, die Instrumente blitzten in der Sonne und die roten goldbordierten Krägelchen der Ministranten leuchteten.



„Dunnerkeil! Was sollen wir nur machen?“ fragte der Freiersmann blinzelnd seinen Kameraden.

„Ich mein, du machst unsern Herrn Erzbischof“, erwiderte sein Kumpan im breitesten fränkischen Dialekt.

„Das mein ich auch“, grinste der andere und schickte sich an, die Lage zu nutzen. Sein Gewissen regte sich allerdings ein wenig, denn er dachte sich im tiefsten Innern, daß man mit heiligen Zeichen keinen Mißbrauch treiben solle; aber vom Lachteufel gezwickt, schlug er diese Mahnung in den Wind und begann sofort sein geistliches Spiel.

Aus dem dämmrigen Hintergrund der Chaise heraus, den schwarzen Hut zur Deckung vors Gesicht haltend, begrüßte er als Herr Erzbischof von Bamberg huldvoll seine guten Schattendorfer. Er segnete und segnete immerfort. Der Wagen fuhr feierlich durch die spalierbildende Menge, die Rösser stapften über die Dorfstraße und spitzten die Ohren — aber anstatt an der tannengeschmückten Empfangspforte zu halten und die übliche Ansprache über sich ergehen zu lassen, fuhr der vermeintliche Oberhirte einfach weiter, in Richtung Gotteshaus, als ob er dort erst aussteigen wollte. Unermüdlich segnete eine Hand aus dem Fenster der Kutsche und die Leute, des Glaubens, es wäre die Hand ihres Bischofs, bekreuzigten sich. Einige knieten sogar nieder, um den Segen zu empfangen.

Sehr verblüfft trottete indessen das Häuflein der Empfangswilligen hinter dem Gaste her. Sie hofften, vor dem Portal der Kirche endlich zum Zuge zu kommen. Doch o Wunder! Die segnende Hand zog sich plötzlich zurück, die Fensterscheiben der Chaise wurden hochgezogen, der Kutscher schnalzte und schlug auf die Tiere ein, daß sie in scharfen Trab fielen, und nun verschwand das Gefährt in Richtung Dorfausgang.

„Sappra!“ rief der Brautwerber, „jetzt haben wir die Meute auf den Fersen! Los, nur los!“

In der Angst vor Verfolgung verfehlte der Kutscher den Weg nach Weismain und kam in eine nicht vorgesehene Gegend; anstatt aber zurückzufahren und die Besichtigungsreise sinngemäß bei der eventuellen Braut enden zu lassen, blieb man bei der nun einmal eingeschlagenen Fluchtroute. Man machte im Wirtshaus von Oberlangheim halt, zechte ausgiebig, lachte sich schier

kropfig über den gelungenen Streich und beschloß, am schwankenden Abend den Rückweg ins Heimatstädtchen über Kleukheim einzuschlagen. Wenn es auch ein Umweg war: die Hauptsache, man würde den racheschnaubenden Schattendorfern nicht in die Fäuste fallen!

Die Bewohner dieses Ortes waren zunächst ganz verstört über das Geschehene. Sie wußten nicht ein noch aus. Als aber, völlig unbeachtet, die Kutsche des echten Herrn Erzbischofs in der Dorfmitte auftauchte und vor dem Pfarrhof Halt machte, faßten sie sich geistesgegenwärtig. Die Musik blies den Marsch „Wiewala“, die weißbroten und weißgelben Standarten wehten freudig und die schlappgewordene Fahne des Kriegsvereins, mit dem brüllenden bayerischen Löwen auf der Stange, hob sich herrisch empor. Man drehte einfach das Steuer herum zum wirklichen Oberhirten und begrüßte ihn mit allen, wenn auch durcheinander geratenen Ehren.

Ein bißchen sonderbar soll der hochwürdige Herr schon dreingeschaut haben; doch es ist anzunehmen, daß er später hellauf lachte, als er von dem gelungenen Streich der drei Bösewichter hörte. Und der eine von ihnen wird wohl längst die Absolution für den Mißbrauch des Bischofsgens bekommen haben.



## Der alte Bildhauer

Im Würzburger Mainviertel gibt es eine alte Gasse, die früher vor dem Tor einer Kaserne endete. In dunkelblauer, aber hellblau ausgeputzter Uniform hielt ein Posten mit schwerem Säbel die Wache. Diese Gasse war vor allem für die Kinder, die darin aufwuchsen, eine Welt für sich. Es gab in der ganzen Stadt nirgends soviel Pferde. Auf wenigen hundert Metern standen in ihren Ställen beisammen die Prachtstücke einer Pferdehandlung, die schweren Hengste einer Brauerei und die hochbeinigen Soldatenpferde. Der allen Jungen liebe, leichte Pferdedunst wich nie aus der Gasse. Aber auch bei Glaser, Spengler, Tünchner und Schlosser gab es genug zu sehen, über eine Mauer hingen die Zweige von Obstbäumen, auf dem weiten Gelände einer Wagerei standen viele schadhafte Kutschen und Wagen herum, vom Schweinemetzger duftete es lockend aus der Wurstküche, längs des alten Parks am Schottenanger bot sich im Winter die steilste Schlittenbahn dar, die man sich wünschen konnte.

Das täglich gewohnte Leben begann hier früh. Zuerst ratterten die Trainkolonnen über das holperige Pflaster, dann zogen die schweren Brauereihengste Wagen voll mit hochgetürmten Säcken, in denen gekeimte Gerste oder frisches Malz befördert wurden. Im Herbst standen oft die ganze Gasse entlang Bauernwagen mit Braugerste. Dorfperde und Zugkuhe waren davor gespannt. Die beflügelten Dunstkamine von zwei Mälzereien drehten sich nach dem Wind. Aus Kellerfenstern strich der warme Brodem keimenden Gerste. War die Schule aus, erschienen Trupps armer aber beileibe nicht zahmer Buben mit zerlumpte Säcken über den Schultern. Sie suchten Kohlestückchen aus der Asche der Darrkessel und balgten sich um einen guten Fund.

Gegenüber der alten Hofbräu-Mälzerei befand sich ein großer gepflasterter Hof. Zur Linken stand ein Gebäude aus rohen Bruchsteinen. Darin hausten acht schwere Rosse der Brauerei und nebenan unterm gleichen Dach lebte und meißelte, studierte und modellierte der alte Bildhauer. Wollte man zu ihm kommen, mußte man zwischen Muschelkalksteinen aller Größen und Formen, zwischen zertrümmerten Gipsabgüssen, die Heilige, Tiere und Dämonen, Säulenkapitelle und gotisches Zierrat einst einmal dargestellt haben mochten, hindurchsteigen.

Knarrte die große Türe und schepperte die Glocke, dann hörte das Klingen des Meißels auf dem harten Stein auf und ein untersetzter Graubart erschien auf der Schwelle, paffte aus einer mit Kupferdraht geflickten Pfeife aus rotem Ton und prüfte mit gerunzelter Denkerstirn durch scharfe Brillengläser den Besucher. Je nachdem wurde er dann gravitatisch oder freundschaftlich, doch immer ernst und wortkarg hereingebeten.

Als junger Steinmetz hatte er wintersüber an der Akademie in München studiert und in den guten Jahreszeiten da und dort gearbeitet und sich fremden Wind um die Nase streichen lassen. In einem Städtchen am Main hatte er schließlich in eine Bildhauerei eingeheiratet und bald gab es gute Aufträge weit über Franken hinaus, bis nach Hamburg und an den Rhein. Vom Vater, einem früherverstorbenen Schreiner aus dem Hohenzollerschen, hatte er Lerneifer und Wißbegier geerbt. Damals legten junge Handwerker ihr Erspartes zusammen und kauften sich die vielen Bände von Rottecks